

Leseprobe aus:



ISBN: 978-3-499-63329-4

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf www.rowohlt.de.

Begrüßung. Meine Mutter drückt mich so fest, dass mir sämtliche Wirbel erst aus- und direkt wieder eingerenkt werden. «So schön, dass du da bist. Wie war die Herfahrt? Wie ist denn das Wetter so in Köln? Hast du einen ordentlichen Hunger mitgebracht?» So! Das sind nämlich die wichtigen Fragen. Mütter wissen einfach, wie man seine Kinder richtig begrüßt. «Komm doch erst mal rein. Walter, nimmst du Bastians Koffer? Wir haben dir dein altes Zimmer hergerichtet. Willst du vielleicht noch eine Kleinigkeit essen, bevor die Rouladen fertig sind? Frau Mertens hat Kekse vorbeigebracht, und im Keller stehen vier Schüsseln Spritzgebäck, Nussecken, Vanillekipferl und Kokosmakronen. Also, je vier Schüsseln. Ach herrje, die Semmelknödel ...» Die kleine, rundliche Frau spurtet mit Usain-Bolt-Schritten davon, ich streife meine Schuhe ab und trete über die Schwelle. Mit Betreten des Hauses nehme ich direkt zwei Kilo zu.

«Christian Huber enthüllte schon die Wahrheit über Fertiglasagne, Nicolas Cage und Pizzaboten. Ich habe Angst, was jetzt mit meinem Weihnachtsfest passiert.»
Anja Rützel (Spiegel.de)

«Einfach unfassbar witzig.» 1-Live

Christian Huber, geboren in Regensburg, ist Autor für TV, Online, Print und Bühne. Seine Kolumnen wurden u. a. von VICE und ICON / DIE WELT publiziert. Sein Buch «7 Kilo in 3 Tagen» war wochenlang auf der SPIEGEL-Bestseller-Liste und wurde 2020 für Netflix verfilmt. Mit dem Team von Jan Böhermanns «Neo Magazin Royale» wurde er u. a. für die Goldene Kamera und den Deutschen Comedypreis nominiert und mit dem Webvideopreis und dem Deutschen Fernsehpreis

ausgezeichnet. Unter dem Pseudonym «Pokerbeats» führt Huber einen der beliebtesten Twitter-Accounts Deutschlands.

Christian Huber

7 Kilo in 3 Tagen

Über Weihnachten nach Hause

Rowohlt Taschenbuch Verlag

Originalausgabe
Veröffentlicht im Rowohlt Taschenbuch
Verlag, Reinbek bei Hamburg, Dezember 2017
Copyright © 2017 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Umschlaggestaltung ZERO Media GmbH, München
Umschlagabbildung FinePic, München
Satz aus der Dolly
Gesamtherstellung CPI books GmbH, Leck, Germany
ISBN 978 3 499 63329 4

1. Kapitel

Die besinnliche Zeit

73 Prozent aller Morde jährlich werden in den Tagen vor Weihnachten begangen.

Das stimmt natürlich nicht. Wäre aber ohne weiteres denkbar. Eine solche Behauptung würde in einem halblangweiligen Partysmalltalk in einer mit Pfandflaschen zugestellten WG-Küche bei den meisten Gesprächspartnern höchstens kurz zu erhobenen Augenbrauen und dann direkt zur Bekräftigung führen, das «auch schon mal irgendwo gelesen» zu haben. Alle haben alles schon mal irgendwo gelesen. Aber vielleicht ist diese von mir aufgestellte These ja sogar korrekt. Ist mir letztendlich auch egal. Solange während der Unterhaltung keiner zweifelt, ist jeder ausgetauschte Satz die erwiesene Wahrheit.

Ich habe mir das Statistiken-Erfinden irgendwie angewöhnt. Ich mache das gerne. Häufig einfach nur für mich. Das hilft mir, in gewissen Lebenslagen die Ruhe zu bewahren. Fakten, Zahlen und Berechnungen bringen mich in Stresssituationen runter. Turbulenzen im Flugzeug? Beim Crash einer Boeing zu sterben, ist sechs Millionen Mal unwahrscheinlicher, als als Lottogewinner von einem Blitz getroffen zu werden. Ein bisschen Gras aus dem Amsterdam-Urlaub im Handgepäck? Die Chancen, ohne Taschenkontrolle am argwöhnisch blinkenden Zollbeamten vorbeihuschen zu können, stehen für Nicht-Dreadlocks-Träger siebzigtausendmal besser, als rückwärts von der Mittellinie in einen Basketballkorb zu treffen, wenn gerade tatsächlich jemand zuguckt. Tötungsphantasien im überhitzten, mit Weihnachtshoppern überlaufenen Kaufhaus und der daraus resultierende Gedanke, ob man eventuell socially awkward sein

könnte? Wenn 73 Prozent aller Morde jährlich in den Tagen vor Weihnachten begangen werden, haben offensichtlich neben mir noch sehr viele andere Menschen Gewaltvorstellungen, während sie die Geschenke für ihre Liebsten einpacken lassen. Ich bin also nicht allein. Kein Sonderling, der einfach nur mit blinder Wut kompensiert, dass ihm in der Kassenschlange des Konsumpalastes eine laut in ihr Smartphone blökende Schicki-Mutter ihren eierschalenfarbenen Porsche-Kinderwagen in die Kniekehlen rammt. Im Dreivierteltakt. Gegen den Rhythmus von «Jingle Bells», das mit festlichen Viervierteltakt-Glöckchen blechern über die Kaufhausanlage lei-ert. Noch eine halbe Strophe, und sie hat mein Kreuzband durch.

«... und dann hab ich zu Darius gesagt, Schatz, sag ich, du kannst das schon so machen, aber dann ist das halt scheiße. Ja! Gut, ne?» Ihre Lache klingt nach Prosecco-Brunch und Düsseldorfer High Society. «Und was soll ich sagen, natürlich haben wir den Buggy dann mit Echtpelz gekauft. Ganz ehrlich, Mama: Klar ist das blöd mit den Tieren, aber die werden doch extra dafür gezüchtet. Die kennen das ja gar nicht anders. Ebend! Genau, früher hat das auch niemanden interessiert. Und Raphael schläft wirklich wie ein Baby.» Ja, das liegt entweder am Innenfutter des neuen Kinderwagens oder kurioserweise daran, dass der kleine Raphael ein verdammtes Baby ist. Fluchtschlaf ist bei Kindern ein angeborener Instinkt. Ein Schutzmechanismus, der Neugeborenen hilft, traumatische Erlebnisse zu ertragen und zu verarbeiten. 11 Prozent aller Babys kapseln sich im Laufe ihrer ersten Lebensjahre mindestens einmal für Stunden oder sogar Tage von negativen äußeren Einflüssen ab. Und vermutlich pennt Raphael seit 13 Monaten durch. «Wart mal bitte kurz. Do you have a problem or why do you look so?» Vielleicht habe ich ein bisschen zu lange und ein

bisschen zu irritiert gestarrt. «Hello?» Prosecco-Peggy spricht jetzt sehr laut in mein 40 Zentimeter von ihr entferntes Gesicht. Ihre Finger umklammern das tellergroße Smartphone wie eine Waffe, und ich habe Angst, dass sie in der nächsten Sekunde ein Pfefferspray aus ihrer strassbesetzten Clutch zieht. Zehn zu eins, dass das Pfefferspray ebenfalls mit Strass verziert ist.

«Möchten Sie vielleicht vor?», frage ich betont freundlich und deute mit schwingendem Arm einen leichten Knicks an. «Die Klimaanlage und der Lärm sind sicher nicht gut für das Kind», schiebe ich milde lächelnd hinterher, während sich in meinem Hirn die Vorstellung manifestiert, dass der kleine Raphael vermutlich besser dran wäre, wenn jemand Schnatter-Susi den Kugelschreiber, der an einer verchromten Kette an der Kassentheke hängt, bis zur Schädeldecke in den linken Augapfel zimmern würde. Aber Höflichkeit ist oft – gerade langfristig gedacht – eine gute Alternative zu Totschlag. Und ein gewalttätiger Mensch bin ich ohnehin nicht. Ganz im Gegenteil. Allerdings würde ich unter den gegebenen Voraussetzungen schätzungsweise mildern-
de Umstände bekommen.

«Klar. Rücken Sie mal kurz.» Ohne mich auch nur eines weiteren Blickes zu würdigen, drückt Gucci-Gabi sich und Nachwuchs Raphael an mir vorbei, schubst eine ältere Dame, die ihrem Enkel gerade die Schnürsenkel bindet, im Stile eines Rugbyspielers zur Seite und gackert weiter in ihr Mobilfunkgerät: «Ach, hier ist nur so ein komischer Typ, der mich die ganze Zeit angeglotzt hat. Nein, Deutscher. Keine Ahnung, was der hier will.»

Es ist kurz vor Weihnachten, und ich stehe, die Arme voller Zeug, die Klamotten voller Schweiß und das Gehirn voller Reizüberflutung, in einem aus allen Nähten platzenden, dampfenden Kaufhaus in der Kassenschlan-

ge. Was werde ich wohl hier wollen, hm? Richtig: den Gnadenschuss.

Für mich beginnt die besinnliche Zeit des Jahres, die Zeit der Andacht und des Innehaltens, die Zeit der Achtsamkeit und Nächstenliebe genau dann, wenn meine Mutter mir in der Familien-WhatsApp-Gruppe schreibt, dass ich ihr doch bitte die Amazon-Links zu meinen Geschenkewünschen schicken soll. Das ist Tradition. Ebenso wie ihre wenige Tage später folgende Nachricht, dass das mit dem Internet irgendwie nicht geklappt hat und alle aus der Familiengruppe ihre Geschenke doch bitte einfach selber kaufen und mitbringen sollen, damit sie sie einpacken kann.

Eine WhatsApp-Gruppe mit meiner Familie ist etwas Wunderbares. Ständig ist irgendein anderes Familienmitglied samt Anhang oder Freundeskreis in einem exklusiven Restaurant, auf Wochenendkurztrip oder direkt im wohlverdienten Jahresurlaub – das dritte Mal in den letzten zwei Monaten. Der Chat sieht aus wie ein Neckermann-Katalog, und die automatische Wortvervollständigung meines Handys schlägt mir «Erholt euch gut!» vor, noch bevor die Bilder geladen sind oder ich irgendetwas eingetippt habe. Noch toller als Essens-, Flugzeugflügel- und Piña-Colada-am-einsamen-Sandstrand-Fotos sind eigentlich nur die witzigen Sprüche, Bilder und Videoclips, die meine Tante immer erst mindestens 14 Tage später als die restliche Welt im Internet entdeckt. «Kennt ihr schon diese schlecht gelaunte Katze? Die die Mundwinkel so nach unten zieht?! Weil sie alles kacke findet, versteht ihr? Ich könnte mich beömmeln.»

Neben meiner Tante Anne und ihrem Mann Wolfgang, meiner Cousine Carla, meinen Eltern und mir, ist noch mein älterer Bruder Niklas Teil der Kollinger-Familien-Gruppe – und seit Anfang der Woche seine neue Freundin Fine. Fine und Niklas sind seit knapp einem

halben Jahr ein Paar. Den Antrag auf Fines Aufnahme in die Kollinger-Gruppe hatte Niklas aber erst vor ein paar Tagen gestellt. Und damit erstmals das öffentliche Bekenntnis zur neuen Partnerin gegeben. Fine war nämlich schon mal Mitglied unserer WhatsApp-Gruppe gewesen. Ziemlich genau bis vor einem Jahr. Bis sie sich nach einem heftigen Streit von mir getrennt hatte.

Ein ungeduldiges Räuspern reißt mich aus meinen Gedanken. Ich bin dran. Kartenzahlung. Ich konzentriere mich, versuche, mein räumliches Denken auf die Abbildung von Magnetstreifen und Mikrochip auf dem Kartenlesegerät zu fokussieren, und stecke die Plastikkarte in den dafür vorgesehenen Schlitz. Falschrum. Nach dem dritten Versuch hat der Verkäufer Erbarmen und übernimmt kopfschüttelnd das Procedere. Zur Erleichterung aller hinter mir wartenden und bereits unmutig murrenden Kunden schaffe ich es auf Anhieb, mich an meine Geheimzahl zu erinnern und diese auch noch korrekt einzutippen. Alle erworbenen Gaben werden in eine große, mit Girlanden und Zuckerstangen bedruckte Papiertüte gepackt.

«Frohe Weihnachten.»

«Frohe Weihnachten.»

Den Kassenzettel zum eventuellen Umtausch nicht vergessen, falls mir meine für mich von mir ausgesuchten Geschenke doch nicht gefallen oder ich irgendetwas davon schon habe. Noch kurz Brustschwimmen gegen den in Wellen durch die Gänge schwappenden Menschenbrei, dann stehe ich draußen in der Kölner Altstadt.

Luft. Ein paar Grad zu warm für die Jahreszeit. Wesentlich wärmer als mein letzter Winter in Berlin. «Das liegt am Rhein», hatte mir eine Brauhauskellnerin

- zwölf Kölsch auf einem Tablett und mindestens ebenso viele Intus – neulich erklärt. «Maritimes Klima.»

Duftschwaden von gebrannten Mandeln, übersüßtem Glühwein und Bratwurstfett wabern vom Wintermarkt am Heumarkt herüber. Beinahe über die komplette Fläche des Platzes hat die Stadt eine künstliche Eislaufbahn anlegen lassen. Eisstockschützen prostern sich im pulsierenden Licht des imposanten Riesenrades, dessen Gondeln mit Schriftzügen der verschiedenen Werbepartner und Sponsoren beklebt sind, mit Flachmännern voller Stroh-Rum zu. Eine Gruppe Jugendlicher bewirft Touristen am Schlittschuhverleih mit Pommes. Von Zuckerschüben aufgeputschte Kinder zerren ihre Eltern von Bude zu Bude und betteln um Geld für Lose, kandierte Äpfel oder Karussellfahrten. In der Nikolausschlange drohen sich zwei wütende Väter Prügel an, weil der eine sich mit seinem Sohn vorgedrängelt haben soll, der andere sich aber angeblich nicht korrekt angestellt und somit das Recht seiner Tochter auf ein Foto auf dem Schoß des Obdachlosen, den die Veranstalter für 3,50 Euro die Stunde in ein rotes Kostüm gesteckt haben, verwirkt hat. Aus allen Ecken schallen Fetzen traditioneller Weihnachtslieder, Rummeltechno und Charthits und vermischen sich zu einer Gespräche schluckenden, wummernden Grütze.

Kurz vor halb sechs. Vier neue Smartphone-Meldungen. Meine Early-Adopter-Tante hat das Video aufgespielt, in dem eine Entenmutter ihre vom Wind umgewehten Küken wieder einsammelt. «Unendlich süß, die kleinen Knuddelchen!» Mein Vater informiert mich, dass ein Paket – wahrscheinlich mein Geschenk für Niklas – für mich angekommen ist, und will wissen, ob meine Mutter den großen Karton für mich öffnen, die Rechnung rausnehmen und die Kiste samt Inhalt direkt hübsch verpacken soll. Soll sie gerne. Aber so, dass es

aussieht, als hätte ich das Paket so schön ich kann und mit so viel Liebe, wie ich zu geben habe, höchstselbst in Hochglanzpapier eingewickelt. Präsentemäßig stehe ich ziemlich unter Druck. Nachdem mein Bruder und ich uns in den ersten Lebensjahren gar nichts und später ausschließlich billige Quatschideen zum Weihnachtsfest gekauft hatten, hatte Niklas letztes Jahr plötzlich unabgesprochen etwas Ernsthaftes, Erwachsenes für mich gehabt. Etwas, für das er sich, wie er sagte, «richtig Gedanken gemacht» hatte. Der Arsch. Die reine Schadenfreude war ihm aus den Augen geblitzt, als er mir eine 150 Euro teure Flasche Whisky aus meinem Geburtsjahr überreicht hatte und mich mit meinem Regenschirm in Gewehrform aus dem Ausverkauf eines 99-Cent-Karnevalladens ziemlich dumm hatte dastehen lassen. Jetzt bin ich in der Bringschuld.

Als Drittes informiert mich mein Display, dass mein Zug nach Schwarzenndorf morgen wie geplant um 10:45 Uhr am Hauptbahnhof abfährt und dass meine Sitzplatzreservierung «Ruheabteil, Fenster» wie gebucht verfügbar ist.

Nachricht vier ist von Niklas: «Hi, Bastian, alles gut? Freue mich, dass wir uns Heiligabend endlich mal wieder sehen, kleiner Bruder. Ey, sag mal, du würdest mir Bescheid geben, wenn du ein Problem damit hättest, dass Fine auch mitkommt, oder?»

2. Kapitel Fensterplatz

Ich habe mich oft gefragt, ob Berlin der Anfang vom Ende war oder nur der Versuch, zu kitten, was längst nicht mehr zu retten war. Wie eine Verlobung, in die sich Paare, die sich seit Ewigkeiten nicht mehr ausstehen können, stürzen, um sich nicht trennen zu müssen. Wie der Hund, den er mit nach Hause bringt, um sie davon abzu lenken, dass sie ihn schon seit Jahren nicht mehr erträgt, von jedem seiner Worte genervt ist und sie eigentlich nur darauf wartet, dass er ihr doch endlich den einen Grund liefern möge, ihn verlassen zu können – oder noch besser: dass er sie einfach grundlos verlässt, anscheinend. Doch den Gefallen tut er ihr nicht. Und sich auch nicht. Stattdessen wird geheiratet, ein Haus gebaut, werden eins Komma vier Kinder gezeugt und unglücklich bis ans Ende aller Tage gelebt. Da waren Fine und ich gerade noch mal mit einem blauen Auge davongekommen.

Fast acht Jahre waren Fine und ich zusammen gewesen. Von «gerade mal Anfang 20» bis «tatsächlich schon 30». Die halbe Jugend. Die besten Jahre. Und die waren großartig, bis sie es nicht mehr waren. Studium, erste Jobs, gemeinsame Reisen, eine erste kleine gemeinsame Wohnung im Speckgürtel von München und das unbändige Gefühl, niemals genug vom anderen bekommen zu können. Zelten auf Festivals, Schlafen am Strand, Sex in der Umkleidekabine eines Klamottendiscounters. Wenig Geld, alle Zeit, viel Leben. Dann bessere Jobs, zentralere Wohnung, schlechtere Work-Life-Balance und der wachsende Drang, zum Ausgleich auch mal was für sich und mehr mit Freunden machen zu müssen. Immer mehr Arbeit, immer weniger Zweisamkeit, immer mehr Selbst-

verständnis im Zusammensein und eine hierfür immer weiter wachsende Gleichgültigkeit.

Ich hatte sowohl das «Schatz, wir müssen reden»- als auch das «Schatz, willst du mich heiraten?»-Szenario mehr als einmal im Kopf durchgespielt. Und auch Fine waren Zweifel und Frust anzumerken. Sie provozierte aus dem Nichts astronomische Streits und ignorierte auf der anderen Seite, wenn mir etwas auf der Seele brannte und Aussprachen hätten stattfinden müssen. Es wurde ausgetestet, was die Beziehung auszuhalten imstande war. Denn die Krux an der ganzen Sache war: Wir liebten uns noch immer. Nicht im Sinne von «Ich habe mich einfach an dich gewöhnt und habe Angst, alleine zu sein». Es war vielmehr noch immer ein «Ich kann es mir nicht vorstellen, morgen ohne dich neben mir aufzuwachen», das es uns unmöglich machte, den entscheidenden Schritt zu tun und uns voneinander loszureißen.

Dann kam das Jobangebot aus Berlin. Marketingleiterin des aufstrebenden Sportklamotten-Labels Nofection. Fine hatte die Chefin von Nofection, Natascha Pasternaken, bei einem Workshop, den Fines früherer Uni-professor gegeben hatte, kennengelernt und bei der resoluten Endvierzigerin offenbar Eindruck hinterlassen. «Sie konnte die Excel-Tabellen einfach weiter runterscrollen, als die anderen Fortbildungsteilnehmer», hatte Frau Pasternaken mir bei einem After-Work-Get-together mal leicht angeschickert zugeraunt. BWLer-Humor. Tatsächlich hatte Pasternakens Label eine Idee, die Fine während einer Gruppenaufgabe des Workshops gehabt hatte, mehr oder weniger direkt nach der Entstehung gekauft und aus dieser Blaupause eine Online-Werbekampagne für eine Freeletics-Damenkollektion gebaut. Stolz wie Bolle war Fine nach dem Workshop-Wochenende zurückgekommen. So happy hatte ich sie lange nicht mehr gesehen. Als dann der Wunschkandidat für die

neu zu besetzende Führungsposition bei Nofection überraschend abgesprungen war, hatte Natascha Pasternak Fine diese Stelle angeboten. Ohne Vorstellungsgespräch. Mit einem mehr als fairen Einstiegsgehalt, Staffelfung und satten Bonuszahlungen. Eigentlich ein absoluter No-Brainer für eine Siebenundzwanzigjährige. Eigentlich.

Die Pro-und-Contra-Liste, die wir ellenlang bis in die Morgenstunden geschrieben hatten, hatte uns damals keinen Schritt weitergebracht. Ich kann mich bis zum heutigen Tag an keine Situation erinnern, wo eine Pro-und-Contra-Liste mir oder irgendjemandem jemals eine Entscheidung erleichtert hätte. Das Schreiben einer solchen Liste ist nichts anderes als erzwungener Aufschub, sich unausweichlich festlegen zu müssen. Das Gleiche damals: Auf der Pro-Seite: Karriere, Erfahrungen, Geld, Kontakte, die pulsierende Metropole Berlin und, und, und. Auf der Contra-Seite: ich. Ich hatte weder ein Jobangebot noch groß Erspartes, um mir die Kündigung meiner Festanstellung auf Halbtagsbasis als Graphiker und die damit verbundene Arbeitslosigkeit mit Sperrung des Arbeitslosengeldes lange leisten zu können.

«Ich will das machen. Ich will aber auch nicht weg von dir.» Fine hatte genervt und erschöpft die ihr viel zu große Kapuze meines Lieblingspullis, den sie öfter angehabt hatte als ich, über das müde Gesicht gezogen.

«Und wenn wir es doch mit der Fernbeziehung probieren?», hatte ich zum wiederholten Mal vorgeschlagen.

«Ich bin kein Fernbeziehungs-Mädchen! Wie oft denn noch? Sich zu Skype-Telefonaten verabreden. Sich nur alle paar Wochen sehen und eigentlich beim Betreten der Türe schon wieder wegmüssen. Zwei Wohnungen. Das ist einfach Quatsch, Bastian. Kennst du irgendjemanden, bei dem das auf lange Sicht funktioniert hat?»

«Wir sind aber doch auch nicht irgendjemand, oder?»

«Und trotzdem: zusammen hin oder zusammen hierbleiben. Morgen muss ich Bescheid sagen.»

Rückblickend wäre die ehrlichere und richtige Aussage von Fine wohl eigentlich gewesen: «Bastian, wir wissen doch beide, dass wir das nicht mehr packen. Vielleicht ist das jetzt genau der Impuls, den wir brauchen, um ohne den anderen glücklich zu werden.» Aber nein.

«Dann scheitert es doch einfach nur an mir, Fine. Das will ich nicht. Das will ich einfach nicht. Du wünschst dir das mit diesem Job so sehr.» Ich hatte ihr über die schlabbernden Ärmel gestrichen und sie in den Arm genommen.

Die konsequentere Formulierung meinerseits wäre wiederum gewesen: «Fine, ich liebe dich. Aber dich macht das alles offensichtlich nicht froh. Und ich kann so auch nicht mehr weitermachen. Lass uns diese Chance zum Absprung nutzen, und lassen wir uns gegenseitig raus aus dieser Misere. Es wird weh tun, ist aber für uns beide das Beste.»

Acht Wochen später zogen wir gemeinsam in die Hauptstadt.

Mein Zug fährt ein. Pünktlich auf die Minute schiebt sich ICE 967 in den Kölner Hauptbahnhof und kommt mit quietschenden Rädern zum Stehen. Schnaubend öffnen sich die silbernen Türen, die Trittleitern werden heruntergefahren. Hektik. Es ist jedes Mal erstaunlich, wie überrascht zum Einsteigen bereite, genervt drängelnde Fahrgäste davon sind, dass aus ihrem Waggon tatsächlich auch wieder Menschen aussteigen wollen. Ein seine Laptoptasche als Schild erhobener Businessmann zwingt sich gehetzt an einer ihren Lederkoffer nach draußen wuchtenden Golden-Agerin vorbei und stolpert fluchend in den Vorraum Richtung Abteil. Ein rüstiger

Rentner, Typ Schrebergartenbesitzer, stößt auf den Einstiegstufen mit einem pickeligen Teenagerpärchen zusammen, das die anstehende Zugreise en détail für die eigene Internetfollowerschaft dokumentiert. Ihn hat die Geißel der Pubertät noch heftiger getroffen als sie, aber vielleicht hat Snapchat ja gerade einen Pizza-Filter in der aktuellen Version. Gute Laune haben die zwei jedenfalls: «Halli, hallo, hallöchen, sechs Stunden Zug. Und, ihr Lieben, wir haben uns über 75 Challenges ausgedacht. Extrem-ohne-Kopfhörer-am-Handy-Musik-Höring, Crazy-Schiebetüren-auf-und-zu-Maching, und, und, und.» Der Rentner ahnt ja gar nicht, wie viel Glück er hat, dass er erstens kein Wort versteht und zweitens keine Minute mehr mit den beiden von Pickels Beauty Palace im Zug verbringen muss. Im Gegensatz zu mir. Aber ich habe Zeit. Sollen die anderen ruhig schon mal vor. Schließlich habe ich reserviert. Sehr vorausschauend und erwachsen. Einen schönen Fensterplatz im Ruheabteil. Bei der Sitzplatzauswahl habe ich nichts dem Zufall überlassen. Mein Platz ist im genau richtigen Abstand zu Toiletten und Türen, und den Speisewagen erreicht man mit wenigen Schritten.

Nachdem auch der letzte Fahrgast aus- und alle neuen Fahrgäste eingestiegen sind, drücke ich den Griff meines Trollis ein, hebe den kleinen Koffer an und betrete Waggon 17. Drinnen herrscht ein Gedränge wie bei der Duisburger Love Parade. Offenbar hat man sich mit dem Kauf einer Fahrkarte für Waggon 1 dazu verpflichtet, in Abteil 143, am entgegengesetzten Ende des Zuges, einzusteigen und umgekehrt. Außer mir scheint wirklich niemand auch nur in der Nähe seines vorgemerkten Sitzplatzes zu sein. Sofern überhaupt reserviert wurde. Nicht besetzte Sitze kann ich keine mehr entdecken. Und auch auf dem Boden findet man schon jetzt keine freien 30 Quadratzentimeter mehr, um sich für die

Fahrt niederlassen zu können, weshalb die Ersten beginnen, sich oben in die Gepäckablage zu legen. Verteilte Gliedmaßen, gestapelte Körper – und ich warte darauf, dass ein indisches Fernsehteam auftaucht, um die unfassbaren Zustände für Reisende in deutschen Zügen zur Vorweihnachtszeit für eine TV-Produktionsfirma aus Bombay zu dokumentieren. Die erfahreneren Zugpassagiere haben sich direkt vor Abfahrt einen dampfenden, bis zum Rand gefüllten Kaffeebecher besorgt. Ohne Deckel. Jederzeit bereit, sich den Weg ohne Vorwarnung frei zu schütten. Anerkennend nicke ich einem Herren zu, dessen Fallschirmstoff-Jogginganzug über die Jahre mit seiner Haut verschmolzen zu sein scheint. Statt im Vorfeld 4,50 Euro in einen garantierten Sitzplatz zu investieren, hat Jogging-Jens dieselbe Summe lieber in drei Bahnhofsvorplatz-Döner gesteckt. Mit Knoblauchsoße und doppelt Zwiebeln. Alle Versuche des Paares, an deren Sitzreihe gepresst Jens genüsslich in den ersten triefenden Fladen beißt, durch den Mund zu atmen und seinen Soßenspritzerregen zu ignorieren, sind vergeblich, als das klatschnasse Einpackpapier des Döners reißt und sich eine astronomische Portion Fleisch, Gemüse und Glibber auf den Jacken und Oberschenkeln aller Beteiligten verteilt. Kreischend springt die Frau auf, windet sich zitternd an Jens vorbei und lässt ihren Mann, der ohnmächtig mit dem Kopf gegen die Rückenlehne des Vordermanns gesackt ist, zurück. Jetzt hat Jens zweieinhalb Döner und einen Sitzplatz. Chapeau.

Selbstverständlich sind die Reservierungsanzeigen mittlerweile ausgefallen. Das ist Teil des Service. Denn so ist es für alle Reisenden einfacher, ins Gespräch zu kommen. Immer wenn in einem komplett überbuchten Zug die Reservierungsanzeigen über den Platzreihen streiken, bin ich froh, dass die deutschen Schusswaffengesetze strenger sind als die amerikanischen. In Ame-

rika wären wir die Topmeldung in den Abendnachrichten. Aber auch hier steigt die Gewaltbereitschaft. Am Abteilende formiert sich eine immer größer werdende Gruppe, und es kursiert das Gerücht, dass innerhalb der nächsten fünf Minuten die halb leere erste Klasse gestürmt, besetzt und der Bistroversäufer als Geisel und Druckmittel für ein Upgrade genommen werden soll. Alles wie immer.

Trotz alledem freue ich mich auf die Fahrt. Zugfahren hat etwas Meditatives. Vor dem Fenster gleitet sanft Landstrich um Landstrich vorbei, Bob Dylan auf den Kopfhörern blockt nerviges Gebrabbel, und ich habe für ein paar hundert Kilometer alle Zeit der Welt.

Die Türen schließen sich. Ein Ruck geht durch den ICE, und wir fahren. Wir sind gut in der Zeit. Alles scheint glattzulaufen. Jeder scheint sein Plätzchen, Eckchen und Nischchen gefunden zu haben, und auch ich habe meinen Sitz beinahe erreicht. Nach und nach legt sich die Unruhe. Sogar der Revolutionspulk liegt sich versöhnt in den Armen, als der Rädelsführer bemerkt, dass das Bahn-WLAN funktioniert. Das muss dieses Weihnachtswunder sein, von dem ich schon so viel gehört habe. Alles ist gut.

Fast. Auf meinem Platz sitzt jemand. Der Besitzer hockt mit dem Rücken zu mir, und ich erkenne nichts außer ein paar Haarspitzen und eine verschwommene Silhouette in der spiegelnden Fensterscheibe. Entspannt bleiben, Bastian. Das wird sich aufklären. Schließlich hast du gutes Geld bezahlt, kannst deine Reservierung belegen, und zur Not beschwerst du dich beim Schaffner. Oder du brüllst dem dreckigen Platzdieb ins Gesicht, dass er sich unverzüglich verpissen und sterben gehen soll. Du bist im Recht, Bastian. Da kannst du ruhig auch mal deutlicher werden. 11 Prozent aller Kunden der Deutschen Bahn sitzen pro Fahrt auf einem nicht für

sie vorgesehenen Platz, und in 100 Prozent aller Fälle wird das Missverständnis aufgeklärt. Ich atme tief ein, und beuge mich fest entschlossen über die Lehne.

«Entschuldigen Sie, das ist mein ...» Das Großmütterchen, das es sich auf meinem Platz 37 gemütlich gemacht hat, zuckt erschrocken zusammen.

«Oh, junger Mann, ich bitte um Verzeihung. Ich hatte schon befürchtet, dass ich nicht so viel Glück haben werde und hier vermutlich besetzt sein wird.»

«Ähm, ja. Also, das ist leider tatsächlich ...»

«Wissen Sie, das mit den Zugkarten hat mein Eberhart immer übernommen. Gertrude, hat er immer gesagt, Gertrude, du brauchst nichts zu tun, außer an meiner Seite zu sitzen. Weihnachten sind wir nämlich immer in Augsburg bei meiner Tochter und ihrer Familie. Jetzt schon seit über 20 Jahren. Am Reisetag ist mein Eberhart dann schon ganz früh aufgestanden und hat uns Stullen für die Fahrt geschmiert. Zwei Scheiben Schinken und eine Scheibe Käse. Und die Kruste hat er immer für mich abgeschnitten, und die Brote hat er immer so schön in Silberpapier gewickelt. Für Essen im Zugrestaurant reicht die kleine Rente nämlich nicht. Nur die Reservierung haben wir uns immer geleistet. Für mich war immer der Fensterplatz. Damit mein Schatz was sieht von der Welt, hat Eberhart immer gesagt. Dann hat er die ganze Fahrt meine Hand gehalten, hat aufgepasst, dass wir rechtzeitig um- und aussteigen. Das fällt mir alles nicht leicht ohne ihn.» Ich muss schlucken. Die Augen der alten Dame bekommen etwas Glasiges. Ihre Hände kneten und greifen ins Leere. Wie hübsch sie angezogen ist. Wie ordentlich sie ihren Schal gebunden hat, und wie sauber ihre Rüschenweste geknöpft ist. Ihren Wintermantel hat sie glatt gestreift an einen Haken neben ihren Sitz gehängt, und ihre kleine Handtasche liegt, den Riemen eng um ihr Handgelenk gewickelt, auf ihrem Schoß.

Ein Bein hat sie angewinkelt, das andere ausgestreckt unter dem linken Sitz der Reihe vor ihr.

«Oh. O Mann. Ja, das ist auch wirklich kompliziert mit ...»

«Verzeihen Sie, ich komme schon wieder ins Reden», unterbricht sie mein Gestammel mit einer entschuldigenden Geste. «Ich bin das Alleinsein einfach noch nicht gewohnt. Acht Wochen ist es jetzt her, dass mein Eberhart eingeschlafen und nicht mehr aufgewacht ist. Die Wohnung ist seitdem so kalt und verlassen.» Ihre Mundwinkel beginnen kaum merklich zu zittern. Sie schaut erst wie durch mich hindurch und dann auf ihre Finger, wo ich einen kupferfarbenen, abgewetzten Ring erkenne. Mein leises «Beileid» nickt sie dankbar mit einem dünnen Lächeln weg. Ich kratze mich verlegen im Nacken. Wie still es in all dem uns umgebenden Gewirr geworden ist. Als sie weiterspricht, sind ihre Worte nur noch etwas lauter als ein Flüstern: «Manchmal ertappe ich mich nachts dabei, wie ich auf seiner Bettseite liege. 71 Jahre Ehe sind nun mal eine lange Zeit. Wir haben damals geheiratet, nachdem Eberhart von den Amerikanern aus dem Arbeitslager befreit worden war. Ich hatte die Hoffnung nie aufgegeben und mit jedem Atemzug gespürt, dass er zu mir zurückkehren wird. Der Gedanke an mich hat ihn damals in Gefangenschaft am Leben gehalten, hat er immer gesagt. Seitdem waren wir nie länger als ein paar Stunden getrennt. Sein Geruch hängt immer noch in den Kissen und Bezügen. Aber er wird schwächer und schwächer, und meine größte Angst ist es, ihn irgendwann nicht mehr erinnern zu können.»

Der Kloß, den ich inzwischen im Hals habe, gleicht einem Medizinball. «Also, noch mal wegen der Reservierung ...» Ich muss mich räuspern. Meine Stimme klingt brüchiger als die eines Dreizehnjährigen im Stimmbruch.

«Ach, herrje, ich Plappermaul schon wieder.» Gertrude scheint sich etwas gefangen zu haben. Ihre blaugrauen Äuglein fixieren mich wieder. «Ich muss Ihnen ja tierisch auf die Nerven gehen. Sie denken sicherlich: Erst klaut die Alte meinen Platz, und dann quasselt die auch noch wie ein Wasserfall. Ich will Ihnen nicht länger Ihre Zeit stehlen.»

Die Frau, etwa in meinem Alter, die neben Gertrude sitzt, hat ihre Kopfhörer abgenommen und schaut mich fragend an. «Gibt es ein Problem?»

«Nein, nein», winkt die Seniorin ab. «Der junge Herr hier besteht völlig zu Recht auf seinen Sitzplatz, den ich ihm dreisterweise gestohlen habe. Ich hatte Ihnen ja vorhin schon erzählt, dass ich gerade nicht gerade eine Glückssträhne habe, mein Kind.» Schweigen. Wenn Blicke töten könnten, könnte ich jetzt vermutlich beim verstorbenen Eberhart hallo sagen und ihn lieb von Gertrude grüßen. Deren Sitznachbarin vierteilt mich gerade innerlich. Blitze schießen aus ihren Augen, ihre Lippen sind nur noch vor Wut bebende Striche, und kurz fürchte ich, dass sie den Sitzklapptisch aus der Verankerung reißt und mir in bester Wrestler-Manier mit einem Hulk-Hogan-Brüllen über den Schädel zieht.

«O Gott, das ist doch alles nur ein ...»

«Da kommen Sie sich jetzt besonders stark vor, oder? Eine alte Dame verscheuchen. Wegen läppischer 4,50 Euro. Wissen Sie was: Die zahle ich Ihnen gerne.» Die junge Frau zieht ihr Portemonnaie aus ihrem Rucksack und beginnt, im Kleingeldfach zu wühlen.

«Aber um das Geld geht es hier doch gar nicht», kann ich endlich mal wieder einen Satz zu Ende sprechen. «Ich hatte doch gar nicht gesehen, wer sich da auf meinen Platz gesetzt hat. Und jetzt sind, fürchte ich, gar keine anderen Sitzplätze mehr frei und ...»

«Und deshalb soll die Dame jetzt gefälligst stehen, oder was?»

«Bitte, streiten Sie doch nicht meinetwegen. Der Herr hat ja recht. Die sieben Stunden wird das schon gehen.» Ächzend richtet sich Mütterchen Gertrude an der Armlehne auf. «Wenn Sie vielleicht so freundlich wären und mir meine Krücke von der Ablage heben könnten?» Jetzt erst sehe ich die dicke Bandage an ihrem linken Fuß, den sie unter den Vordersitz gestreckt hatte. Meinen fragenden Gesichtsausdruck beantwortend, fährt sie zaghaft fort: «Es war einfach so rutschig. Und bei dem unwetterhaften Regen hab ich nicht gesehen, wohin ich trete. Als ich dann am Friedhof bei der Beerdigung noch einen letzten Blick in Eberharts Sarg werfen wollte, muss ich irgendwie weggeknickt ...»

«AUFHÖREN, BITTE!», schreie ich die herzerreißenden Bilder vor meinem inneren Auge weg. Der Schweiß steht mir kalt auf der Stirn. Das ganze Abteil glotzt entgeistert in unsere Richtung. «Bitte, mir tut das alles schrecklich leid. Sie können meinen Platz selbstverständlich haben», kriege ich mich wieder etwas ein, um dann den Glotzern entgegenzurufen: «SIE KANN DEN PLATZ SELBSTVERSTÄNDLICH HABEN .» Wohlwollendes Nicken.

«Ja, wenn Sie darauf bestehen. Da bedanke ich mich recht artig, junger Mann.» Witwe Gertrude lässt sich wieder in den Sitz sinken. Ihren versehrten Fuß drapiert sie behutsam zurück in die vorherige Position. Auch ihre Reisenachbarin scheint sich beruhigt zu haben und bedeutet mir mit einem kühlen «Dann ist ja alles klar», dass ich mich jetzt verdünnisieren darf, und mit dem Aufsetzen der Kopfhörer, dass sie an einer Antwort meinerseits nicht weiter interessiert ist. Puh.

Ich will es im Speisewagen probieren. Vielleicht kann ich mich ja da irgendwo dazuquetschen. Als ich nach

ein paar Schritten kehrtmache, weil mir ein Durchkommen sinnlos erscheint, höre ich Großmutter Gertrude am Telefon: «Ja. Nein, nein, ich bin schon im Zug. Ja, ja. Hat alles geklappt. Neeeeeee, ohne. Haha, ja, wie immer. Kennst mich doch. Die Eberhart-Story zieht einfach. Grüß ihn von mir, haha. Ach, der soll sich nicht so haben. Ist doch alles Spaß. Nein, ich hab jetzt so 'nen neuen Trick mit 'ner Bandage. Erzähl ich dir später. Hier ist Ruheabteil. Ciai.»

Für die Rückfahrt muss ich mir noch dringend eine Bandage besorgen. Oder einen gefakten toten Ehemann. Wahrscheinlich kaufe ich mir aber doch einfach drei Döner.

3. Kapitel

Tag 1, Kilo 1 und 2

Es schneit. Schwarzenndorf liegt still im Schein der Straßenlaternen, in deren funzeligem Licht die Flocken tanzen wie Mückenschwärme. Auch wenn der Schnee auf den Straßen, Haus- und Autodächern nicht liegen bleibt, stellt sich bei mir gerade das erste Mal so etwas wie weihnachtliche Vorfreude ein. Nass klatschen die dünnen Schneekristalle gegen die Windschutzscheibe, quietschend drückt der Scheibenwischer die schlierenden Tropfen zur Seite. Der Jahreszeit angemessen hat mein Vater den Duftbaum am Rückspiegel von «Pinie» gegen «Wintertraum» ausgetauscht und dem Lenkrad – für die kalten Finger – einen flauschigen Kunstfellring übergezogen, der aussieht, als hätte jemand ein Kuscheltier falsch gewaschen und aufgeschlitzt. Die Lüftung des alten VW-Passat bläst mir warme, trockene Luft ins Gesicht und gegen das beschlagende Plexiglas. Ich öffne den Reißverschluss meiner dicken Jacke unter dem Sicherheitsgurt, lockere den Schal und nehme die Mütze ab. Im rauschenden Autoradio, an dem seit mindestens zwölf Jahren derselbe Lokalsender eingestellt und mit Sicherheit für keine einzige Fahrt gewechselt worden ist, erzählt die Stimme von Sky du Mont, dass ich in der neuen Apothekenumschau lesen könne, welche Gerichte über die Weihnachtstage die am besten verträglichsten und gesündesten seien. Wenn davon bei meinen Eltern über die Dauer meines Aufenthalts auch nur irgendetwas auf den Tisch kommt, bin ich ernsthaft sauer. Ich plane, die nächsten sieben Hauptmahlzeiten so viel Ente zu essen, dass Tick, Trick und Track sich Gruselgeschichten von mir am Lagerfeuer erzählen.

Vom Bahnhof bis zu meinem Elternhaus sind es gute vier Kilometer. Wie jedes Jahr hatte mein Vater am Pendlerparkplatz hinter Gleis 5 gewartet, mir meinen Koffer aus der Hand genommen und mit dem Schließen des Kofferraums meiner Mutter am Handy den Startschuss gegeben, dass sie den Herd mit den Rouladen für das Abendessen jetzt anschalten könne, da wir «in exakt neun Minuten» zu Hause seien und «wenn das auf den Straßen noch ein bisschen glatter» würde, wir es «vielleicht sogar in acht» schaffen könnten.

Wir fahren. Am Stadtrand erhebt sich die Schwarzen-dorfer Skyline: das Sparkassengebäude mit Bürotrakt, der leer stehende Praktiker-Baumarkt und der neu umgebaute Burger King. Ich bin tatsächlich seit einem Jahr nicht mehr hier gewesen. Jede Ecke triggert Kindheits- und Jugenderinnerungen: die mit Schlaglöchern zersetzte Hauptstraße, an der mein bester Grundschulfreund Markus gewohnt hat, dessen Mutter uns im Fernsehen immer das A-Team hat gucken lassen. Die zubetonierte Einkaufspassage mit Murats Dönerwagen, an dem ich liebend gerne mein Ferienjobgeld ausgegeben und dessen Fettgeruch ich beim Vorbeifahren direkt in der Nase habe. Und der karge Marktplatz mit der Weihnachtstanne, die die Stadt jedes Jahr unter festlichen Gesängen des Kinderchores und zu den Tönen der Blaskapelle der Volkshochschule aufstellen lässt und in die mein Kumpel Stefan im Abi-Jahr seinen Glühweinrausch gekotzt hat.

Lichterketten, funkelnder Weihnachtstand und Kerzen leuchten in den Fenstern der Wohnungen und Reihenhäuser. In den Vorgärten stehen strahlende Plastikweihnachtsmänner. Die Plakate an den Litfaßsäulen und Stromkästen werben für romantische Mittelaltermärkte im Umland, klassische Konzerte verschiedener Orchester und Chöre und die jährliche Erotikmesse «Merry Jizz-

mas» in der örtlichen Sporthalle – wie üblich die wohl am besten besuchte Veranstaltung von allen.

«Schön, dass du da bist», sagt mein Vater jetzt zum ungefähr neunzehnten Mal und schaut mich seitlich über den Rand seiner Gleitsichtbrille an. «Wir hatten schon ein bisschen Bedenken, dass du dieses Jahr vielleicht gar nicht kommst.»

«Quatsch. Warum das denn?» Das geht ja gut los. Will er mich vielleicht nicht erst mal fragen, wie meine Herfahrt so war? Wie das Wetter in Köln so ist? Ob ich einen ordentlichen Hunger mitgebracht habe?

«Na ja, wegen der Sache mit deinem Bruder und Fine. Ist auch irgendwie komisch, dich jetzt hier alleine im Wagen sitzen zu haben.»

«Ach so, ach, Papa, wir sind doch alle erwachsen. Niklas kann doch zusammen sein, mit wem er will.» Klingt überzeugend. Glaube ich mir beinahe selbst.

«Hast du Fine in der Zwischenzeit eigentlich mal gesehen?»

«Nein.» Nur die Bilder auf Instagram und Facebook.

«Hm.»

«Hm.»

«Wäre gelogen, jetzt zu sagen, dass das keine komische Situation war, als Niklas sie das erste Mal mit zu uns heimgebracht hat.»

«Ja, glaube ich.» Meine Fresse.

«Wir haben das Thema ihren kompletten Besuch lang umschifft. Du weißt, wie schwer mir so was fällt. Hatte was von einem Tabu-Spieleabend, wo man bestimmte Begriffe und Worte nicht sagen darf, haha. Aber schön ist es schon irgendwie, dass sie wieder Teil der Familiengemeinschaft ist. Und wir sind für sie ja auch irgendwie so was wie eine Ersatzfamilie. Deine Mutter hat sich auch sehr gefreut. Die mochte Fine schon immer.»

«Na, das ist doch das Wichtigste.» Das kam zynischer rüber, als es sollte. «Versteh mich bitte nicht falsch, aber es ist ein bisschen anstrengend, dass dich die Sache mehr zu beschäftigen scheint als mich. Das wird schon, morgen. Planungsmäßig ist sonst alles wie immer, oder?», versuche ich, das Gespräch in eine andere Richtung zu lenken.

«Wie immer: heute Rouladen, morgen Frühstück und Mittag bei uns. Nach der Bescherung gibt's dann Würstchen mit Kartoffelsalat und Kraut. Am ersten Weihnachtsfeiertag morgens bei uns, Mittagessen und Kaffee und Kuchen bei Tante Anne und Onkel Wolfgang, abends dann wieder bei uns daheim. Du fährst dann am Dienstag wieder zurück, oder? Fährst du nach dem Frühstück, oder bleibst du noch zum Mittagessen?» Die Zeit, die man über Weihnachten bei seinen Eltern bleibt, wird nicht in Tagen, sondern in Mahlzeiten gerechnet.

«Wenn ihr mich um halb zwei zum Bahnhof bringen könntet, wäre das super.»

«Kein Problem.»

Wir biegen von der Hauptstraße ab in die Semarinstraße, fahren vorbei am baufälligen Kino und an der Bäckerei, weiter in den Klettenburgweg. Als mein Vater das Auto in die Hofeinfahrt lenkt und abstellt, steht meine Mutter bereits in der Haustür, eine Kochschürze übergestreift, eine Eieruhr in der Hand und so wild winkend wie ein Verkehrspolizist auf Speed. Wir steigen aus. Es hat zu schneien aufgehört. Nass glänzen der Teer und die Fliesen des Hausaufgangs. Aus dem Küchenabzug wabert dicker Dampf ins Freie, aus dem gekippten Küchenfenster duftet es nach gebratenen Zwiebeln, Speckfüllung und dicker Sahnesoße.

Begrüßung. Meine Mutter drückt mich so fest, dass mir sämtliche Wirbel erst aus- und direkt wieder eingerenkt werden. «So schön, dass du da bist. Wie war die

Herfahrt? Wie ist denn das Wetter so in Köln? Hast du einen ordentlichen Hunger mitgebracht?» So! Das sind nämlich die wichtigen Fragen. Mütter wissen einfach, wie man seine Kinder richtig begrüßt. «Komm doch erst mal rein. Walter, nimmst du Bastians Koffer? Wir haben dir dein altes Zimmer hergerichtet. Willst du vielleicht noch eine Kleinigkeit essen, bevor die Rouladen fertig sind? Frau Mertens hat Kekse vorbeigebracht, und im Keller stehen vier Schüsseln Spritzgebäck, Nussecken, Vanillekipferl, und Kokosmakronen. Also, je vier Schüsseln. Ach herrje, die Semmelknödel ...» Die kleine, rundliche Frau spurtet mit Usain-Bolt-Schritten davon, ich streife meine Schuhe ab und trete über die Schwelle. Mit Betreten des Hauses nehme ich direkt zwei Kilo zu. Mein Vater schließt hinter uns ab, hängt seinen Mantel an die Garderobe und schiebt mir sein ausrangiertes Paar Hausschuhe hin.

Drei, zwei, eins: «So, jetzt kannst du endlich in die Fußstapfen deines Vaters treten.» Jedes Jahr der gleiche Gag, und ich muss trotzdem wieder lachen. Mein persönliches Dinner for One.

Mein früheres Zimmer wurde inzwischen zu einem Hobbyraum umfunktioniert. Also, das war zumindest der Plan gewesen, kurz nachdem ich ausgezogen war. Wenn das Hobby meiner Eltern sein sollte, Gerümpel, alte Zeitschriften, verstaubte Fitness- und Elektrogeräte kreuz und quer im Raum zu verteilen, haben sie diesen Plan tatsächlich auch in die Tat umgesetzt.

Als Nachtlager haben sie mir eine Matratze zwischen einen Berg aus mit Strickzeug vollgestopften Plastiktüten, einer Wand aus Aktenordnern und einem zum Kleiderständer umfunktionierten Heimtrainer gelegt. Das Bettzeug ist mit einer ausgewaschenen Turtles-Bettwäsche überzogen, auf dem Kopfkissen liegt ein Gästehandtuch, und auf dem Schreibtisch in der Ecke steht

ein fein säuberlich mit buntem Glanzpapier und Schleifchen umwickeltes, großes Paket. Mein Geschenk für Niklas. Ich bin wirklich sehr froh, dass meine Mutter das Einpacken für mich übernommen hat und ich das jetzt nicht noch erledigen muss. Betrunkene Babyschimpanzen mit cold Turkey packen Geschenke schöner ein als ich. Obwohl ich nach Augenmaß immer exakt die richtige Menge Geschenkpapier abschneide, das Geschenk dann gefühlt mit traditioneller Origami-Falttechnik umwickle und versuche, pro Paket nicht mehr als eineinhalb Rollen Tesafilm zu verwenden, sieht das Ergebnis ausnahmslos aus wie der Gordische Knoten. Keine Ahnung, warum. Die Geschenke erwecken jedes Mal den Eindruck, als würde ich die Beschenkte oder den Beschenkten nicht leiden können. «Frohe Weihnachten. Ist ehrlich nicht böse gemeint.» Stress! Wenn ich Geschenke nicht einpacke, muss ich mich dafür entschuldigen, dass sie nicht eingepackt sind, und wenn ich Geschenke einpacke, muss ich mich dafür entschuldigen, wie sie eingepackt sind. Vielen Dank für nichts, Jesus.

Mein Smartphone vibriert. Eine Nachricht von Stefan, meinem in den Weihnachtsbaum kotzenden Kumpel aus Schulzeiten: «Junge, bist du schon zu Hause? Bin später wie jedes Jahr im Hirschwirt. Bier?» Stefan war in der Zwölften und Dreizehnten mein wahrscheinlich bester Freund und ist einer der wenigen ehemaligen Klassenkameraden, zu denen ich über eine Facebook-Freundschaft hinaus immer noch mehr oder weniger regelmäßigen Kontakt habe. «Ich muss erst noch einen Topf Rouladen und ein Dutzend Knödel essen. Dann komm ich rum», antworte ich und sehe, als ich den Gesprächsverlauf durchscrollte, dass ich vor einem Jahr exakt das Gleiche als Antwort – lediglich in der Wir-Form – geschrieben habe, gefolgt von der Nachricht, dass ich es nicht mehr zu dem Treffen schaffen würde, weil wir

vollgefuttern auf der Couch vor dem Fernseher eingeschlafen sind. Darauf, dass ich mich heute, alleine, zu dem jährlichen vorweihnachtlichen Get-together aufrufen werde, würde ich im Moment auch nicht unbedingt wetten. «Essen!», schallt die Stimme meiner Mutter aus der Küche durchs Treppenhaus, und ich kann direkt nachvollziehen, wie sich Pawlows Hunde beim Erklingen des Glöckchens gefühlt haben müssen.

Ich setze mich auf meinen Stammplatz am Kopfende an der Wand. Die Tischplatte biegt sich unter all den Schüsseln, Töpfen, Pfannen und Schalen, die meine Eltern aufgedeckt haben, und ich frage mich kurz, wann die anderen 70 Gäste, die offenbar noch zum Abendessen erwartet werden, eintreffen und ob wir wohl mit den übriggebliebenen Nahrungsmitteln nach dem Mahl den Welthunger stillen könnten, wenn eine Hilfsorganisation die Logistik übernähme. Lachsschnittchen, Pfannkuchensuppe, Semmelknödel, Rouladen, Salate, Bohnen, Rote Bete, Baguette, Pudding, Kuchen, Kekse und Brot für die Welt.

«Was willst du trinken, Bastian? Saft? Wasser? Limo? Gelb oder weiß? Aus dem Keller oder aus dem Kühlschrank? Willst du Suppe? Drei Schöpfer?» Als Menü? Maxi? Alles zum Mitnehmen oder zum Hieressen? McDonald's-Mitarbeiter sind beeindruckt von der Vielzahl an Optionen, die ein Essen bei meinen Eltern bietet.

«Gerne alles», entgegne ich leicht überfordert und füge «Kann ich irgendetwas helfen?» an, wobei ich inständig auf ein entschiedenes «Nein!» hoffe.

«Nein!», kommt es auf die Vierundsechzigstel synchron zurück.

Glück gehabt. Eigentlich mit allem.

[...]